

Kleine Technotheologie für die Medienkultur

Zum Selbstverständnis kirchlicher Kommunikation

Klaus Müller, Münster

1. Klugheit und Sorge

Dass die Kirche nicht von der Welt, glaubt sie. Dass sie in der Welt ist, bekommt sie täglich zu spüren. Wahr ist nach katholischer Überzeugung auch, dass Gnade nur dort wirksam werden kann, wo Natur ist. Auch für den Heiligen Geist gilt: Wo er auf eine Lücke trifft, fällt er durch, pflegte einer meiner frühen Lehrer zu sagen. Insofern tat und tut Kirche immer schon gut daran, auch für das Natürliche an ihr Sorge zu tragen. Dazu gehören nicht zuletzt die instrumentellen Mittel für Gewährleistung ihrer Dienste. Und wenn sich Kirche dem Klugheitsrepertoire der Weltkinder nicht verschließen will und kann, wird sie sich auch Fragen der Priorisierung, der Effizienz und Synergien stellen müssen. Klar, dass das nicht zuletzt für das durchaus aufwendige Medienengagement gilt. Gleichwohl handelt es sich dabei um einen Bereich, der sehr eigenen Gesetzen unterliegt. Denn seine Elementarregel heißt – fast muss ich sagen: immer noch:

2. „The Medium is the Message“

Der bekennende Katholik Marshall McLuhan formulierte 1964 diesen zum Slogan gewordenen Kernsatz seiner Medienphilosophie, um klar zu machen, dass ein technisches Medium noch vor jeder Sinnvermittlung sein eigener Inhalt ist. Aufgrund seiner Eigenstruktur ist dem Medium bereits eine Botschaft eingestiftet, die darin besteht, dass es den Maßstab, das Tempo oder Schema verändert, das es dem Menschen auferlegt. Noch vor der Vermittlung der zu transportierenden Informationen richten Medien die mit ihrer Existenz gegebene Eigeninformation aus, indem sie situations- und bewusstseinsverändernd auf ihre Benutzer wirken. Niemals kann man ihnen die präsentierten Informationen entnehmen, ohne mit diesen auch die medienspezifische Grundinformation zu rezipieren.

McLuhan wird, als er sein Prinzip niederschrieb, kaum bewusst gewesen sein, dass kurz vor ihm die Väter des II. Vatikanischen Konzils eine theologische Version seines Gedankens zum Leitmotiv einer grundstürzenden Erneuerung der Offenbarungsbegriffs gekürt hatten: Wenn das Konzil in „Dei Verbum“ in kritischer Korrektur der herkömmlichen Instruktionstheorie der Offenbarung das Christusergebnis als Selbstmitteilung Gottes qualifizierte, wollte es nichts anderes zum Ausdruck bringen als eben dies, dass das, was Gott dem Menschen zu sagen hat, ganz und unüberbietbar ausgesprochen ist in Leben und Gestalt Jesu von Nazaret, dessen also, der laut Joh 1, 18 der Exeget (Ausleger) des Vaters genannt wird. In Jesus dem Christus sind Medium und Botschaft deckungsgleich. Ein ganz in seine Zeit, ihre Geschichte und Gesellschaft eingelassener Mensch mit seinem gelebten Leben fungiert als Grammatik der Selbstaussage Gottes, und alles, was er über Gott und sein Reich sagt, lässt

sich ohne dieses Durchformtsein durch den Mediator nicht vernehmen und ohne Bewusstsein dieser Formierung theologisch nicht ausreichend verstehen. McLuhans Grundsatz liest sich wie eine anthropologische Extrapolation des Glaubensartikels der Menschwerdung Gottes. Und wenn kirchlicher Mediengebrauch seit den Apostelbriefen der Urgemeinden nichts anderes beabsichtigt, als die Gotteskommunikation des Christuserignisses in Raum und Zeit verlängern, tut er gut daran, dem Ineinander von message und medium, das seinen eigenen Ursprung durchherrscht, als Kriterium der eigenen Praxis ernst zu nehmen und sehr genau zu prüfen, welche medialen Formen dem Prinzip dieser Korrespondenz theologisch entsprechen und welche nicht. Das Marktschreierische und Entblößende des Boulevard beispielsweise ist um keinen Preis verbindbar mit demjenigen, der laut Jes 42 nicht auf der Straße lärmt und das geknickte Rohr nicht zerbricht. Medienpraktisch gehört zu dieser Korrespondenzregel allem voran auch etwas, das ich nennen möchte:

3. Widerstand gegen das Veloziferische

Siemens-Vorstandschef Heinrich von Pierer sagte vor einiger Zeit in einem SPIEGEL-Interview (13.10.03) u.a.:

„Der weltweite Wettbewerb dreht sich heute um drei Fragen: Wer ist der Beste? Wer ist unter den besten der Billigste? Und wer ist der Schnellste?“ (S. 50)

Er hat damit präzise die Taktik auf den Punkt gebracht, die zum Einsatz kommt, wenn die Mittel knapp werden, die Kosten steigen, aber

dennoch mit geringerem Aufwand als bisher mindestens gleichbleibender Erfolg und am besten mehr davon erzielt werden soll. Völlig außer Blick geraten aber scheint ihm und seinen Kollegen, dass es nach der Überzeugung helllichtiger Köpfe schon seit Beginn des Siegeszuges der modernen Techniken und ihres Beschleunigungsdogmas zu einem Tunnelblick in der Wissenskultur und einer Dehumanisierung der Wissensträger kommt: Francis Bacon mahnte bereits 1620 in seinem „Novum Organon“, dem Entwurf einer erneuerten Naturphilosophie,

„dass man einstweilen sich von seinen (dem sich überstürzenden Verstand geschuldeten) Begriffen befreie und versuche, mit den Dingen selbst vertraut zu machen... Daher soll man den menschlichen Geist nicht mit Flügeln, sondern eher mit Bleigewichten versehen, um so jedes Springen und Fliegen zu verhindern.“

Ein anderer wahrlich des Konservatismus Unverdächtiger, Thomas Hobbes, brandmarkte in seinem Werk „Leviathan“ von 1652, der ersten modernen Staatsphilosophie, eine auf Geschwindigkeit setzende Neugier als „Gefräßigkeit“ und „rastlose Begehrlichkeit“ der Seele. Und es war Goethe, der in einem Brief von 1825 an seinen Großneffen Nicolovius das Prädikat „veloziferisch“ (aus *velocitas* und *Luzifer*) prägte für das, was er für das größte Unheil unserer Zeit hielt,

„die nichts reif werden lässt, und wo man schon im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist.“

In dem Faust, der sich dem die Geduld verfluchenden Mephisto verschrieben hat und durch Irrtum als übereiltes Denken und Gewalt als übereiltes Handeln untergeht, hat er dem Veloziferischen sein

Denkmal gesetzt. So hat er versucht, dem bestimmenden Trend einen Zug von Entschleunigung einzustiften. Geholfen hat es nichts. Längst wird das Leben digital beschleunigt nach vorne gelebt und immer weniger nach rückwärts verstanden – gerade in den Medien und durch die Medien. Fachleute machen darauf aufmerksam, dass selbst bei Grundschulkindern normale Lehr- und Lernsequenzen nicht mehr greifen, weil sie dem hochfrequenten Reizrhythmus der von Videoclips und Computerspielen gedrillten Seelen hoffnungslos hinterherhinken. So entsteht heute auch die Aufgabe, erst einmal durch das Eröffnen und Freihalten von Zeiträumen die Voraussetzung für eine Kultur des Gedächtnisses, der Erinnerung und Aneignung zu schaffen. Keine Frage, dass gerade die christliche Verkündigung von ihrer Eigenstruktur her für diese Aufgabe besonders qualifiziert ist. Aber natürlich muss sie das in ihrer eigenen Praxis durch ein sich Zeit Nehmen für ihre Sache und ein Zeit haben für ihre Adressaten zur Geltung bringen. In einer medialen Ästhetik entschleunigter Rhythmen vergegenwärtigte sie dann ihre eigene Wurzel, die darin besteht, dass – menschlich gesprochen – Gott sich Zeit nimmt für seine Geschöpfe. Ohne Achtsamkeit auf diesen Zeitindex der Kommunikation kommt auch etwas ins Wanken, was zum Mark des Christlichen gehört, aber seit je als prekär gilt:

4. Die Differenz von Sein und Schein

Dass das Veloziferische nicht zuletzt in der Dimension der Wahrheitsfrage einen Preis kostet, hat schon vor Goethe als erster wohl kein anderer als der jüdische Philosoph Baruch de Spinoza gese-

hen. Ihm war aufgefallen, dass wir ab einer gewissen Geschwindigkeit des Informationsinputs trotz korrekter Mitteilung nicht mehr fähig sind, wahr und falsch auseinander zu halten, weil der Verstand bei der Verarbeitung von Informationen zuerst immer positive Vorstellungen bilden müsse und diese dann erst, wenn nötig, verneinen könne – etwa in dem Urteil, dass das und das nicht der Fall ist: „Es gibt keinen Pegasus“ setzt darum zunächst die Vorstellung eines geflügelten Pferdes voraus, um dann diesem Phantasma die Nichtexistenz zu attestieren. Die empirische Psychologie hat bestätigt, dass wir tatsächlich so denken und dass dieser Erkenntnisprozess in der Tat Zeit braucht. Wird ihm die nicht eingeräumt, weil die Inputs einander zu rasch folgen, verlieren wir unsere Urteilsfähigkeit. Im Verbund mit den technischen Möglichkeiten der Virtualisierung gehört längst zum Programm der zeitgenössischen Medienphilosophie, die Differenz von Sein und Schein aufzuheben – wir sollten sie als Ausdruck einer „halbarchaischen Konfliktfolklore“, eines „primitiven und präkomplexen Fundamentalismus“ hinter uns lassen, wie Peter Sloterdijk das in der ihm typischen Attitüde formuliert. Wer dem nicht folgen will und kann in der Überzeugung, dass „gut“ und „nützlich“ nicht identisch sind, deswegen aber zur Unterscheidung von beidem auf die Kategorien von wahr und falsch angewiesen ist, muss um größtmögliche Transparenz und Authentizität von Kommunikation Sorge tragen.

Aus beidem erwächst Glaubwürdigkeit – die der kommunizierenden Personen und die der von ihnen erhobenen Geltungsansprüche. Authentisch und transparent wirkt Kommunikation am unmittelbarsten dort, wo die Mühe und Not, die Kommunizierende selbst mit ihrer

Botschaft haben, oder ästhetische Überhänge, also Unbeherrschbares, nicht kaschiert und verhübscht werden. Dass – wie im Fall Papst Johannes-Pauls II. – ein über 80jähriger schwer Parkinsonkranker unerachtet seiner körperlichen Gebrechen quer durch Generationen und Kulturen die Anziehungskraft einer Popikone entfalten konnte, hat genau damit zu tun, dass er die mediale Präsenz seiner Schwäche nicht mied und zugleich identifizierbar für feste Überzeugungen stand, mögen die auch manchen fremd und mehr als fremd gewesen sein. Es hatte im Übrigen nichts mit Klischee und nicht mit Kitsch zu tun, in der zerbrechlichen Gestalt des alten Mannes auf der Cathedra Petri das christliche Urlogo versinnbildet zu sehen: das Kreuz. Der frühere Skandal-Werbephoto-graph von Benetton, Oliviero Toscani, der etwa das Plakat mit einem blutverschmierten Säugling an der Nabelschnur als Weihnachtsbild, den sterbenden Aidskranken in den Armen seiner Mutter als Pieta und moderne Ikone verstand, war überzeugt, dass die Präge-kraft der christlichen Kommunikation daher rühre, dass sie nicht auf sofortigen Gewinn abziele und ihr Produkt, das Gottesreich, erfolgreich anpreise, sondern mit dem Botschaft vom sich klein machenden Gott und vom Kreuz dem Baugesetz des „sermo humilis“, der demütigen Rede folge, die es überhaupt ermögliche, dem unab-leitbar Zerbrochenen und Leidvollem des Lebens eine Stimme zu geben, es wahrnehmbar und klagefähig zu machen. Jedes Auswei-chen christlicher Kommunikation vor diesem Bereich der „deformi-tas“ ließe sie unausweichlich abgleiten in den boomenden Wellness-Markt, der sich längst einen ausgesprochen marktgängigen spiritu-ell-religiösen Sektor integriert hat. Die mediale Wahrheitsfrage ist dabei engstens damit verknüpft, dass es sich bei Kommunikation

um ein Kontrastphänomen handelt, d.h. um eines, das ohne kontrastierendes Gegenstück nicht zureichend begriffen werden kann:

5. Kommunikation und Inkommunikabilität

Seit einiger Zeit ist „Kommunikation“ ein Modewort, „kommunikativ“ ein Kompliment. Theologen schicken sich an, mit kommunikationspsychologischen Techniken im Rücken ihre ganze Disziplin von der Kirche bis zur Trinität auf „communio“ zu trimmen und das als kommende Paradigma ihrer Disziplin anzupreisen. Und wem müsste nicht auffallen, dass auf den „magischen Kanälen“ (McLuhan) der Medien unter Verletzung aller Schamgrenzen meist diejenigen am meisten mitteilen, die besonders wenig zu sagen haben (wie heruntergekommen muss im Übrigen die Kunst des Büchermachens sein, wenn halbanalphabetische Gossensprachler die Bestsellerlisten stürmen können). Unter solchen Voraussetzungen ist es schwer, nicht zu vergessen, dass die Kommunikationsphilosophie immer darum gewusst hat, dass es Inkommunikables gibt. Leibniz hat davon gehandelt und Kierkegaard war überzeugt, dass es gerade das Existentielle betreffend Unsagbares gibt, das sich nicht gemäß dem alltäglichen Modell Wahrheit kommunizieren lässt. Georg Büchner fragte sich, ob Menschen, wollten sie wirklich kommunizieren, nicht einander die Hirnfasern aus dem Schädel reißen müssten, um sicher zu sein, was der andere gemeint habe. Gilbert Keith Chesterton, der so streitlustige wie hellsichtige Zeitdiagnostiker und Autor der Father-Brown-Geschichten, bekämpfte es als modernen Aberglauben, die neuen Kommunikationsmittel (seiner Epoche schon)

führten die Menschen der ganzen Welt zusammen, weil er registrierte, wie parallel zum Prozess der globalen Verbindung ein Zerfall der Ideen in Gang kam. Jüngst hat der italienische Philosoph Giorgio Agamben unter scharfer Kritik der zeitgenössischen Diskurs-, also Kommunikationsethiken die Konturen einer Ethik des Zeugnisses skizziert, der es darum geht, wie die Geretteten überhaupt für die Untergegangenen von Auschwitz, also von nicht selbst bis zum Letzten gemachten Erfahrungen sprechen können. Und der größte Inkommunikator des 20. Jahrhunderts war Samuel Beckett. Während seiner Deutschlandreise im Winter und Frühjahr 1936/37 schrieb er über die Plage, die ihm der Versuch, Deutsch zu lernen, eintrug, in sein Tagebuch:

„How absurd this trouble to learn to be silent in another language.“

In Gestalt immer radikalerer sprachlicher Verknappung im Gang seines Werkes hat er Ernst gemacht mit der Überzeugung, dass der Verlust des Dialogs das Subjekt nicht in die Einsamkeit führt. Er misstraute der Sprache als Medium der Vergegenwärtigung und Verständigung. Stattdessen suchte er,

„ihr etwas abzuringen, was sie von sich aus verstellt, wenn es auch nur dadurch herauszubringen ist, dass die Sprache gegen die Routinen ihres Alltagsgebrauchs angespannt und gegen ihre Tendenzen zu vielsagender Geschäftigkeit und leer laufendem Aufwand in die Vorhöfe des Verstummens gesteuert wird.“ (D. Henrich)

So kann Sprache dazu gebracht werden, das in ihr kauernde eigentliche Wirkliche – ein nach alltäglichem Maßstab Inkommensurables – aufscheinen zu lassen. In dieser Absicht ging Beckett mit vielen

Mystikern, mit Spinoza, mit Hölderlin und Schopenhauer konform. Geahnt hatte das aber wohl viel früher auch schon ein ganz anderer:

„[...] je mehr einer sieht, dass der Bischof schweigt...,
um so mehr Achtung soll er vor ihm haben“,

schrieb im 2. Jahrhundert der Kirchenvater Ignatius von Antiochien in seinem Brief an die Gemeinde in Ephesus. „Bischof“ war damals einfach der Titel für den Gemeindeführer, der auch für die Predigt des Evangeliums verantwortlich war. Natürlich ist dem Verkünder aufgetragen zu reden. Aber wenn er schweigt, sagt er auch etwas. Dann deutet er stumm auf den Raum, aus dem das Wort kommt, das uns nicht gehört. Verkündigung, die sich dem nicht verweigert, teilt die Verborgenheit dessen, von dem sie zu künden hat. Und Wissen um diese Inkommensurabilität schützt die Wissenden vor Überschätzung ihrer theologischen Kommunikation wie gleichermaßen davor, durch sie überfordert zu werden. Dennoch ist es eine Herausforderung sui generis geworden, dieses Wissen um die Grenzen des Medialen zu bewahren und ihm zu trauen. Denn zum basso continuo unserer Lebenswelt gehört so etwas wie:

6. Der Sirenengesang einer Techno-Prophetie

Wo immer technische Errungenschaften verändernd in Lebenswelten einzugreifen beginnen, wächst ihnen rasch eine Art religiöser Aura zu. Kein Wunder: Das Verblüffende wie gleichermaßen Irritierende, ja Beängstigende, das von ihnen ausgeht, erfüllt von selbst die Basiskriterien religiöser Phänomenologie: Es wirkt als Fascino-

sum und Tremendum – fesselnd und beklemmend zugleich. In den Reaktionen derer, die grundstürzende technische Innovationen als erste Generation erleben, überwiegt teils das Eine, teils das Andere: Beim Aufkommen der motorisierten Fortbewegung mit Eisenbahn und Automobil etwa gab es ernsthafte Warnungen, die rasante Geschwindigkeit bringe die Fahrgäste der Vehikel buchstäblich um den Verstand. Andere priesen enthusiastisch die nunmehr erschlossenen Mobilitätspotentiale als Quantensprung der Lebensqualität.

Vielleicht aber war noch keine Technik von einem derartig, erwartungsgesättigten Überschwang begleitet wie das Aufkommen der Neuen Medien und speziell der telematischen Kommunikation. Diese Vermutung findet ihr wichtigstes Widerlager in der Tatsache, dass bald nach der physikalischen Entdeckung der elektromagnetischen Wellen gerade im literarischen und philosophischen Feld prognostische Stimmen laut wurden, die unschwer die Grenze zur Heilsprophetie überschreiten und sich dabei bereits einer Sprache bedienten, die verblüffend dem Duktus heutiger cyberphilosophischer Traktate ähnelt. Eines der frühen einschlägigen Zeugnisse findet sich in dem Roman *The House of the Seven Gables* (Das Haus mit den sieben Giebeln) von Nathaniel Hawthorne (1804-1864), einem der Klassiker der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts neben Ralph W. Emerson, Henry James, Herman Melville und Mark Twain, erschienen 1851 (Neuauf. Zürich 2004. Von dort die folgenden Zitate) – ein Buch übrigens ansonsten von seiner literarischen Konstruktion her zutiefst legendär und durchherrscht von einem puritanisch-kalvinistisch aufgeladenen Schuldmotiv. Mitten in diesem poetisch-metaphysischen Kontext lässt der

Dichter einen seiner Protagonisten nach einer Eloge auf andere Techniken, unter anderem auf die Fortbewegung mit der Eisenbahn, folgendermaßen schwärmen:

„Dann die Elektrizität – der Dämon und Engel [!, K.M.], die mächtige physikalische Kraft, der alles durchdringende Impuls! [...] Ist es Tatsache – oder nur ein Traum –, dass die Elektrizität die Materie in einen einzigen großen Nerv verwandelte, der Tausende von Meilen atemberaubend schnell durchzuckt? Nein, der ganze Erdball ist ein Kopf, ein Riesenhirn, Instinkt, gepaart mit Intelligenz! Oder sollen wir sagen, er ist selber nur Idee, reine Idee, und nicht mehr Substanz, für die wir ihn hielten!“ (392-393)

Und dann schwelgt der Sprecher darin, wie Liebende einander in diesem Medium über Distanzen hin nahe sein können – und dass der Einsatz eines solchen fast „geistliche[n] Medium[s]“(393) wie des Telegraphen etwa für die Verfolgung von Verbrechern geradezu einen Missbrauch (394) dieser „wundertätige[n] Kraft“ (ebd.) darstelle.

Auch christliche Denker waren gegen diese Apotheose des Technischen nicht immun. Mehr als für viele andere gilt das für den katholischen Theologen und Paläontologen Teilhard de Chardin (1881-1955), der – kirchenamtlich argwöhnisch beäugt – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit seiner naturwissenschaftlich-philosophisch-theologischen Hypothese von der Noosphäre, einer immer intensiver werdenden, den Globus umspannenden Vernetzung menschlicher Intelligenz, Furore machte und heute zu den Kultautoren der Cyberszene avancierte – in diese übrigens einge-

führt von dem schon erwähnten Marshall McLuhan. Teilhard hatte sich – kurz gesagt – die Aufgabe gestellt, christliches Denken und die Evolutionstheorie zu vermitteln. Er kam dabei zur Überzeugung, dass Materie, weil sie offenkundig in der Lage ist, Geist bis hin zu Selbstbewusstsein hervorzubringen, von Anfang an nicht einfach tote Materie sein kann. Die Urmaterie müsse konstitutiv beseelt sein, ohne dass das an ihr bereits zur Geltung komme. Je komplexer ihre Außenstruktur aber werde, desto mehr trete auch jene Innenseite an ihr hervor, um schließlich im Auftreten des Menschen ihrer selbst bewusst zu werden. Ab diesem qualitativen Sprung werde der Mensch inklusive seiner kulturellen und technischen Leistungen zum Träger des Geschehens, das seinerseits teleologisch strukturiert sei und auf den so genannten Omega-Punkt zulaufe, einer Einheit aller Kultur und Wirklichkeit, die Teilhard im Letzten christologisch interpretiert, d.h. als Epiphanie des verherrlichten Christus, in dem und auf den hin alles geschaffen ist, wie es in der Paulinischen Tradition des Neuen Testaments heißt (vgl. Röm 11,36; 1 Kor 8,6; Kol 1,16). Für Teilhard bereitete sich das in dem von ihm erlebten Übergang zwischen Natur und Technik vor, sofern er die Entdeckung der elektromagnetischen Wellen als ein biologisches Ereignis verstand, das

„[...] von nun an jedes Individuum (aktiv und passiv) auf allen Meeren und Kontinenten gleichzeitig gegenwärtig [...]“ (Th. De Chardin: Der Mensch im Kosmos.. 1959. 232).

sein lasse, wie er einmal schreibt.

Die Jahrzehnte nach Teilhard jedoch haben Kehrseiten der technisch-instrumentellen Vernunft geboten, die die Menschheit das

Fürchten lehrten. Auch die Wunderwelt der Neuen Medien hat längst ihre Unschuld verloren. Der neue Areopag globaler Beziehungen und angeblich uneingeschränkter Kommunikation hat sich als die alte Bühne des Kampfes um Anerkennung, der asymmetrischen Herrschaftsverhältnisse, der Entfremdungen entpuppt. Dennoch hat die Kirche ihre Botschaft auch auf diesen neuen Areopag zu tragen, so wie Paulus nicht zögerte, den alten Athener Areopag einst zu betreten. Dass sie das mit einer gewissen Enttäuschungsresistenz tun sollte, hat ihr auch schon der Völkerapostel vorexerziert. Der größte Reifall seiner Predigerkarriere in der Weltstadt des Geistes hat ihn nicht aufgehalten, das Evangelium bis an die Grenzen der damals bekannten Welt zu tragen. Aus ihrer zweitausendjährigen Medienkompetenz kann die Kirche offene Augen für die Zeichen der Zeit mit jener Gelassenheit verbinden, die aus dem Wissen kommt, dass sich Gottes Wort im Letzten seine Hörer selber schafft – gewiss nicht ohne sie, die Kirche. Aber auch nur dann durch sie, wenn sie selbst erste Hörerin seines Wortes ist, bevor sie selbst zu reden beginnt.